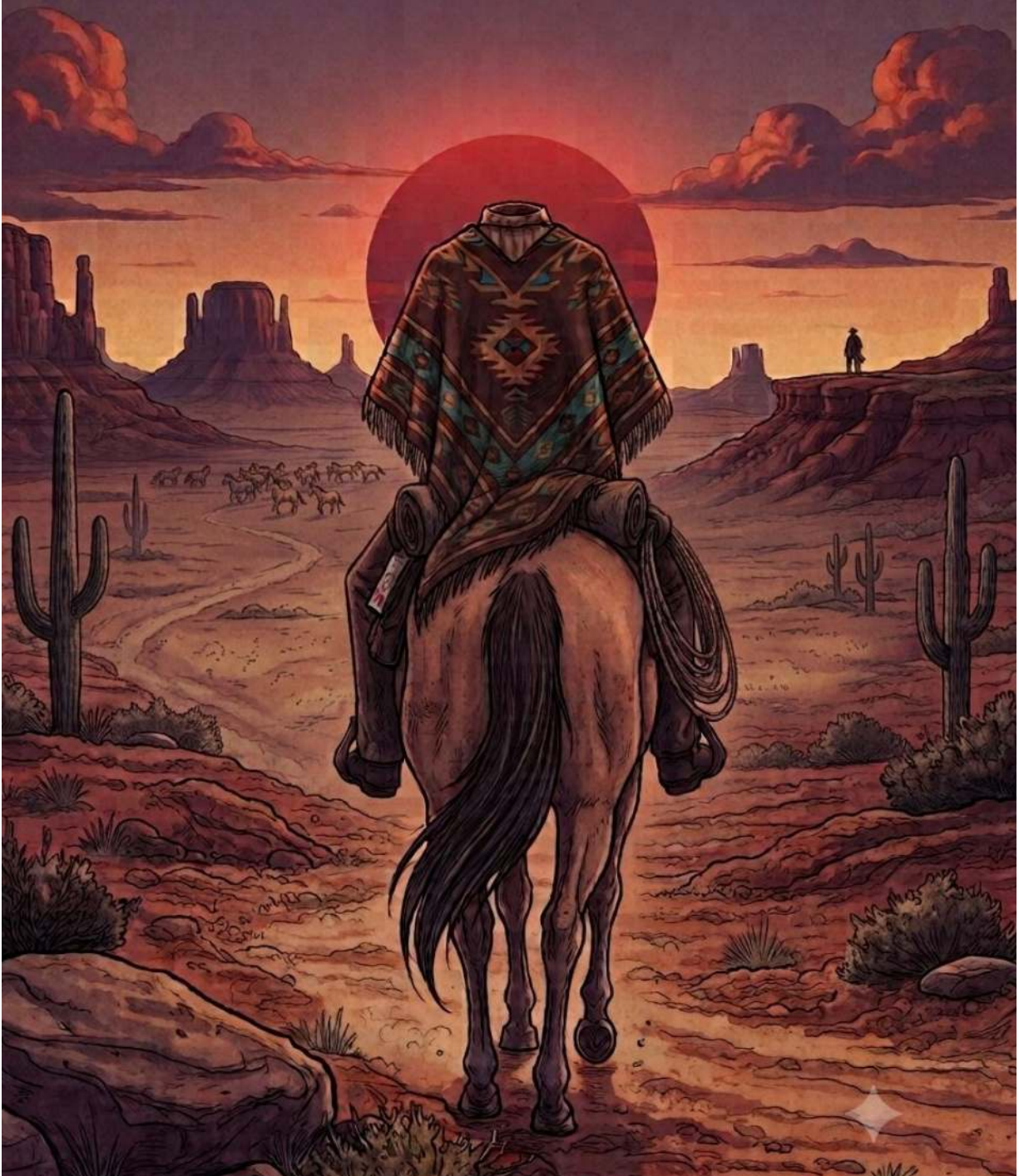


T. MAYNE REID DER KOPFLOSE REITER



T. MAYNE REID DER KOPFLOSE REITER





T. MAYNE REID

Der kopflose Reiter

KI CLASSICS

Hinweis zur vorliegenden Ausgabe

„Der kopflose Reiter“ erschien erstmals 1866. Sprache, Figurenzeichnung und Weltbild des Romans spiegeln die Entstehungszeit wider und entsprechen an manchen Stellen nicht heutigen Wertvorstellungen – etwa in der Darstellung von Sklaverei und indigener Bevölkerung. Die vorliegende Ausgabe wurde sprachlich und stilistisch überarbeitet, der historische Text jedoch inhaltlich unverändert und werkgetreu wiedergegeben.

Impressum

Autor T. Mayne Reid

Originaltitel The Headless Horseman (1866)

ISBN 9783695671830

Verlag KI Classics

Herausgeber Frieda Sieg

Kontakt KI Classics, Taxusstr. 1, 33699 Bielefeld, kiclassics@posteo.de

Copyright © 2026 KI Classics

Titelbild erstellt mit Gemini, bearbeitet durch KI Classics

Übersetzung KI Classics, unter Einsatz von KI-Sprachmodellen (Anthropic, OpenAi, DeepL) für eine sorgfältige und stilsichere Übertragung ins Deutsche

Prolog

Der texanische Hirsch, der in mitternächtlichem Lager ruht, wird vom Hufschlag eines Pferdes aus dem Schlummer geschreckt.

Er verlässt sein Dickicht nicht und erhebt sich auch nicht. Sein Revier teilt er mit den wilden Pferden der Savanne, die nachts umherstreifen. Er hebt nur den Kopf, und während sein Geweih das hohe Gras überragt, lauscht er, ob sich das Geräusch wiederholt.

Wieder ist der Hufschlag zu hören, doch mit veränderter Färbung. Ein metallischer Klang ist dabei – das Klirren von Stahl auf Stein.

Das Geräusch, für das Ohr des Hirsches bedeutungsvoll, bewirkt einen jähen Wechsel in Haltung und Gebaren. Er springt von seinem Lager auf, setzt zwanzig Schritt weit über die Prärie und hält inne, um nach dem Störer seiner Träume zurückzublicken.

Im klaren Mondlicht eines südlichen Himmels erkennt er den unbarmherzigsten seiner Feinde – den Menschen. Einer nähert sich zu Pferde.

Dem instinktiven Schrecken nachgebend, will er seine Flucht fortsetzen, als ihn etwas an der Erscheinung des Reiters – etwas Widernatürliches – auf der Stelle festbannt.

Die Keulen zitternd an die Grasnarbe gepresst, die Stirn nach rückwärts gewandt, starrt er weiter hinüber, die

großen braunen Augen auf den Eindringling geheftet, in einem Ausdruck, in dem sich Furcht und Verwirrung mischen.

Was zwingt den Hirsch zu so langem Prüfen?

Das Pferd ist in jedem Stück vollkommen – ein prächtiges Ross, gesattelt, gezäumt und vollständig aufgeschirrt. An ihm ist nichts, was befremdet, nichts, was Verwunderung oder Sorge wecken könnte. Aber der Mann, der Reiter? Ah, an ihm ist etwas, das beides weckt – etwas Unheimliches – etwas, das fehlt!

Beim Himmel – es ist der Kopf!

Sogar das unvernünftige Tier vermag es zu erkennen; und nachdem es einen Augenblick mit irren Augen gestarrt hat – rätselnd, welches unnatürliche Ungeheuer da seinen Hirschverstand zum Narren hält –, setzt es entsetzt seinen Rückzug fort und hält nicht eher an, als bis es die Fluten der Leona durchmessen und die Strömung des Flusses zwischen sich und den grauenvollen Eindringling gebracht hat.

Ohne auf den erschreckten Hirsch zu achten – weder auf seine Gegenwart noch auf seine überstürzte Flucht –, reitet der kopflose Reiter weiter.

Auch er hält auf den Fluss zu. Anders als der Hirsch scheint er es nicht eilig zu haben, sondern rückt in langsamem, ruhigem Schritt vor, so lautlos, dass es feierlich wirkt.

Scheinbar in ernste Gedanken versunken, lässt er seinem Ross den Zügel und gestattet ihm dann und wann einen Bissen von den Kräutern, die am Weg wachsen. Auch treibt

er es weder mit der Stimme noch mit einer Gebärde ungeduldig an, wenn das Heulbellen des Kojoten es den Kopf hochwerfen und schnaubend stehen bleiben lässt.

Er scheint im Bann eines alles verzehrenden Gefühls zu stehen, aus dem kein gewöhnlicher Vorfall ihn zu wecken vermag. Kein Wort, kein Flüstern verrät dessen Wesen. Der aufgeschreckte Hirsch, sein eigenes Pferd, der Wolf und der mitternächtliche Mond sind die einzigen Zeugen seiner stummen Versunkenheit.

Die Schultern in einen Serape gehüllt, dessen einer Zipfel, vom Wind aufgeworfen, einen Teil seiner Gestalt freigibt, die Beine in Armas de Agua aus Jaguarfell – so hinreichend geschützt gegen den Tau der Nacht und die Güsse eines tropischen Himmels, reitet er weiter: schweigsam wie die Sterne, die über ihm leuchten, unbekümmert wie die Zikade, die im Gras unter ihm zirpt, oder die Präriebrise, die mit dem Tuch seines Gewandes spielt.

Etwas scheint ihn endlich aus seiner Träumerei zu reißen und zu größerer Eile anzuspornen – und zugleich sein Ross. Es wirft den Kopf empor, stößt ein freudiges Wiehern aus und geht mit gestrecktem Hals und geblähten Nüstern in eine Gangart über, die sich allmählich zum Galopp steigert. Die Nähe des Flusses erklärt den veränderten Schritt.

Das Pferd hält nicht eher wieder an, als bis die kristallene Strömung gegen seine Flanken anbrandet und die Beine des Reiters knietief unter der Oberfläche stehen.

Gierig löscht das Tier seinen Durst, setzt ans andere Ufer über und erklimmt mit kräftigem Schritt die ansteigende

Böschung.

Auf der Kuppe entsteht ein Halt, als warte der Reiter, bis sein Ross das Wasser aus den Flanken geschüttelt hat. Ein Klappern von Sattelblättern und Steigbügelriemen ertönt, einem Donner gleich, inmitten einer Dampfwolke, weiß wie die Gischt eines Katarakts.

Aus diesem selbstgeschaffenen Nimbus tritt der kopflose Reiter hervor und zieht weiter wie zuvor.

Scheinbar vom Sporn getrieben und vom Zügel des Reiters gelenkt, weicht das Pferd nicht mehr vom Weg ab, sondern schreitet munter aus, als ginge es auf einem längst betretenen Pfad.

Eine baumlose Savanne dehnt sich voraus, gesäumt vom Himmel. Gegen das Azur zeichnet sich die unvollkommene Zentaurengestalt ab, die in der Ferne allmählich zergeht, bis sie sich im mystischen Dämmerchein des Mondlichts verliert.

1. Die verbrannte Prärie

In der großen texanischen Ebene, etwa hundert Meilen südlich der alten spanischen Stadt San Antonio de Bejar, scheint die Mittagssonne von einem azurblauen Himmel. In diesem goldenen Licht erscheint eine Gruppe von Objekten, die wenig zu der sie umgebenden Landschaft passen: Sie verraten die Anwesenheit von Menschen an einem Ort, an dem es keine Anzeichen menschlicher Siedlung gibt.

Die Objekte sind selbst aus großer Entfernung leicht zu erkennen. Es sind Planwagen, jeder mit seiner gerippten, gerundeten Plane aus schneeweißem „Osnaburgh“.

Es sind zehn – zu wenige, um eine „Karawane“ von Händlern zu bilden, aber auch kein „Regierungskonvoi“. Eher sind sie der persönliche Besitz eines Auswanderers, der an der Küste gelandet und auf dem Weg zu einer der neu gegründeten Siedlungen am Leona ist.

Langsam kriechen sie durch die Savanne, und man könnte kaum sagen, dass sie sich bewegen, wenn nicht ihre relative Stellung in einer langen Reihe die Marschrichtung anzeigen würde.

Die dunklen Körper zwischen ihnen verkünden, dass die Gespanne angeschiirrt sind; und dass sie vorankommen, beweist die Antilope, die sich, aus ihrer Mittagsruhe aufgeschreckt, zurückzieht, und der langbeinige Brachvogel, der sich mit einem Schrei aus der Grasnarbe erhebt – beide,

Vogel und Tier, wundern sich über die Reihe fremder Ungeheuer, die so in ihr Wildnisrevier eindringen.

Sonst ist in der Prärie keine Bewegung zu sehen – weder von Vögeln noch von Vierbeinern. Es ist die Tageszeit, in der alles tropische Leben erstarrt oder sich in den Schatten zurückzieht. Nur der Mensch, getrieben von Gewinnsucht oder Ehrgeiz, setzt sich über die Gesetze der Natur hinweg und trotz der Glut der Sonne.

So scheint es auch dem Besitzer des Planwagenzugs zu ergehen, der trotz der erschlaffenden Wirkung der brütenden Mittagshitze weiterzieht.

Dass es sich um einen Auswanderer handelt – und nicht um einen der gewöhnlichen Sorte –, zeigt sich auf verschiedene Weise. Die zehn großen Wagen Pittsburger Bauart, jeder gezogen von acht kräftigen Maultieren; ihr vielfältiger Inhalt: reichlich Proviant, kostbare Möbel, ja sogar Luxusgüter, lebendes Vieh in Gestalt farbiger Frauen und Kinder; die Gruppen schwarzer und gelber Leibeigener, die nebenherlaufen oder fußwund im hinteren Teil nachhinken; die leichte Reisekutsche an der Spitze, gezogen von einem Gespann glattfelliger Maultiere aus Kentucky und gelenkt von einem schwarzen, in seiner Livree schwitzenden Jehu – alles deutet darauf hin, dass es sich hier nicht um einen armen Siedler aus den Nordstaaten handelt, der eine neue Heimat sucht, sondern um einen reichen Südstaatler, der sie bereits erworben hat und auf dem Weg ist, sie in Besitz zu nehmen.

Genau das ist die Geschichte des Zuges. Er gehört einem Plantagenbesitzer, der in Indianola am Golf von Matagorda gelandet ist und nun auf dem Landweg seinem Ziel entgegenreist.

In dem Gefolge, das den Zug begleitet, reitet für gewöhnlich an der Spitze der Pflanzers selbst, Woodley Poindexter, ein großer, hagerer Mann von fünfzig Jahren, mit leicht gelblichem Teint und stolzem, strengem Blick. Er ist einfach, aber nicht billig gekleidet: in einen weiten Rock aus Alpaka, eine Weste aus schwarzem Satin und eine Hose aus Nankin. Ein Hemd aus feinstem Leinen lässt seine Falten durch die Öffnung der Weste sehen, deren Kragen von einem schwarzen Band umschlossen ist, während der Schuh, der in seinem Steigbügel ruht, aus feinstem gegerbtem Leder besteht. Sein Gesicht wird von einem breitkrempigen Leghorn-Hut beschattet.

Neben ihm reiten zwei Reiter, einer zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken – ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren und ein junger Mann, der sechs oder sieben Jahre älter ist. Der Erste ist sein Sohn, ein Jüngling, dessen offenes, fröhliches Gesicht nicht nur mit der Strenge des Vaters kontrastiert, sondern auch mit den etwas finsternen Zügen auf der anderen Seite, die zu seinem Vetter gehören.

Der Jüngling trägt eine französische Bluse aus himmelblauem „Cottonade“ und eine Hose aus dem gleichen Stoff, eine für das südliche Klima durchaus angemessene Kleidung, die ihm mit dem Panamahut auf dem Kopf auch gut steht.

Der Vetter, ein ehemaliger Offizier der Freiwilligen, trägt einen dunkelblauen Militärrock ohne Abzeichen und eine dazu passende Feldmütze.

In der Nähe reitet ein weiterer Reiter, der nur deshalb eine Beschreibung verdient, weil er eine weiße Haut hat – wenn auch nicht ganz weiß. Seine groben Gesichtszüge, seine billigere Kleidung und die rötelfarbene Lederpeitsche – die „Kuhhaut“ –, die er in der Rechten hält und mit so offenkundigem Geschick spielen lässt, weisen ihn als Aufseher und Antreiber der dunkelhäutigen Fußgänger aus, die das Gefolge des Zuges bilden.

Der Reisewagen, eine „Carriole“ – eine Art Kreuzung aus Jersey-Wagen und Barouche –, hat zwei Insassen. Die eine ist eine junge Dame von weißester Hautfarbe, die andere ein Mädchen von schwärzester. Die Erste ist die Tochter Woodley Poindexters, seine einzige. Die mit dem dunklen Teint ist die Zofe der jungen Dame.

Die Auswanderer kommen von der „Küste“ des Mississippi, aus Louisiana. Der Pflanze selbst ist kein gebürtiger Sohn dieses Staates – mit anderen Worten: kein Kreole; aber der Typus zeigt sich im Antlitz seines Sohnes, mehr noch in jenem schönen Gesicht, das man gelegentlich durch die Vorhänge der Carriole sieht und dessen zarte Züge die Abstammung von einer jener wohlbeleumundeten Jungfern – *filles à la casette* – verkünden, die vor mehr als hundert Jahren über den Atlantik kamen, ausgestattet mit den Beweisen ihrer Tugend – in der Schatulle!

Ein großer Zuckerpflanze des Südens ist Woodley Poindexter; einer der höchsten und stolzesten seiner Klasse; einer der freigebigsten in aristokratischer Gastfreundschaft: daher die Notwendigkeit, seine Heimat am Mississippi zu verlassen und sich mit seinen „Penaten“ – und nur einem Rest seiner „Nigger“ – in die Wildnis des südwestlichen Texas zu begeben.

Die Sonne steht auf dem Meridian, fast im Zenit. Die Reisenden treten auf ihre eigenen Schatten. Von der übermäßigen Hitze ermattet, sitzen die weißen Reiter schweigend in ihren Sätteln. Auch die dunklen Fußgänger, die deren Einfluss weniger spüren, haben ihr geschwätziges „Gumbo“ eingestellt und schlendern in versprengten Gruppen lustlos hinter den Wagen her.

Die Stille – feierlich wie die eines Leichenzuges – wird nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das pistolenschussartige Knallen einer Peitsche oder das laute „Wo-ha“, das in tiefem Bariton von den dicken Lippen eines schwarzen Fuhrmanns kommt.

Langsam, wie tastend, bewegt sich der Zug vorwärts. Eine reguläre Straße gibt es nicht. Der Weg wird durch die Radspuren einiger Fahrzeuge angezeigt, die zuvor vorbeigekommen sind – kaum sichtbar, da sie nur die Halme des hochgeschossenen Grases geknickt haben.

Trotz des langsamen Fortschritts geben die Gespanne ihr Bestes. Der Pflanze glaubt sich weniger als zwanzig Meilen vom Ziel entfernt. Er hofft, es noch vor Einbruch der Nacht

zu erreichen. Deshalb geht der Marsch durch die Mittagshitze weiter.

Unerwartet gibt der Aufseher, der hundert Meter vorausgeritten ist, den Kutschern ein Zeichen zum Anhalten – man sieht, wie er plötzlich stehen bleibt, als wäre ein Hindernis aufgetaucht.

Im Trab kommt er zum Zug zurück. Seine Gesten verraten, dass etwas nicht stimmt. Was ist es?

Es ist viel von Indianern die Rede gewesen, von der Wahrscheinlichkeit, ihnen in dieser Gegend zu begegnen.

Können es die rothäutigen Plünderer sein? Kaum: Die Gesten des Aufsehers verraten keinen wirklichen Alarm.

„Was ist los, Mr. Sansom?“, fragte der Pflanzer, als der Mann herankam.

„Das Gras ist verbrannt. Die Prärie hat gebrannt.“

„Gebrannt! Brennt es denn jetzt?“, fragte der Besitzer der Wagen hastig und warf einen besorgten Blick auf den Reisewagen. „Wo? Ich sehe keinen Rauch!“

„Nein, Herr – nein“, stammelte der Aufseher, dem bewusst wurde, dass er unnötig Alarm geschlagen hatte. „Ich hab nicht gesagt, dass es jetzt brennt – nur dass es gebrannt hat und der ganze Boden so schwarz ist wie die Pik-Zehn.“

„Ta-tat! Was soll's? Ich denke doch, wir können über eine schwarze Prärie ebenso sicher ziehen wie über eine grüne?

Was für ein Unsinn von dir, Josh Sansom, wegen nichts einen solchen Aufstand zu machen und die Leute um den Verstand zu bringen! Ho! da, ihr Nigger! Legt das Leder auf

eure Gespanne und lasst den Zug weiterfahren. Peitscht! Peitscht!“

„Aber, Captain Calhoun“, wandte der Aufseher ein, als Antwort auf den Herrn, der ihn in so gewählten Worten zurechtgewiesen hatte, „wie sollen wir denn den Weg finden?“

„Den Weg finden! Was redest du da? Wir haben ihn doch nicht verloren, oder?“

„Ich fürchte doch. Die Radspuren sind nicht mehr zu sehen. Sie sind verbrannt, mitsamt dem Gras.“

„Was macht das schon? Ich denke, wir können ein Stück verbrannte Prärie überqueren, ohne dass uns Radspuren den Weg weisen? Wir finden sie auf der anderen Seite wieder.“

„Ja“, antwortete der Aufseher treuherzig, der, obwohl er ein „Down-Easter“ war, weit genug im Westen gewesen war, um etwas vom Leben an der Grenze gelernt zu haben. „Wenn es eine andere Seite gibt – vom Sattel aus konnte ich sie nicht sehen. Kein Anzeichen davon.“

„Peitscht, Nigger, peitscht!“, rief Calhoun, ohne die Bemerkung zu beachten, und spornte sein Pferd voran, zum Zeichen, dass der Befehl zu befolgen war.

Die Gespanne setzten sich wieder in Bewegung, und als sie den Rand des verbrannten Gebietes erreicht hatten, blieben sie, ohne dass jemand einen Befehl gegeben hätte, erneut stehen.

Die weißen Männer auf ihren Pferden versammeln sich zur Beratung. Es gibt Grund dazu: Ein einziger Blick auf den

Boden vor ihnen genügt, um alle davon zu überzeugen.

Das Land, so weit das Auge reicht, ist von einheitlicher Farbe – schwarz wie der Erebus. Kein Grün, kein Grashalm, kein Schilf, kein Unkraut!

Es ist nach der Sommersonnenwende. Die reifen Halme der Gräser und die Stängel der Prärieblumen sind unter dem vernichtenden Atem des Feuers gleichermaßen zu Staub zerfallen.

Vorne, rechts und links, bis an den äußersten Rand des Sichtfeldes, erstreckt sich das Bild der Verwüstung. Über ihm hat sich das Himmelsblau verdunkelt; die Sonne, obwohl wolkenlos, scheint eher finster zu blicken als zu scheinen – als erwidere sie das Stirnrunzeln der Erde.

Der Aufseher hat richtig berichtet: Es ist keine Spur zu sehen. Das Feuer, das im reifen Gras wütete, hat den Abdruck der Räder ausgelöscht, die bisher den Weg wiesen. „Was sollen wir tun?“

Der Pflanze selbst stellte diese Frage, in einem Ton, der von einem schwankenden Gemüt zeugte.

„Tun, Onkel Woodley! Was sonst, als immer geradeaus weiterziehen? Der Fluss muss doch auf der anderen Seite sein? Wenn wir die Furt nicht auf eine halbe Meile genau treffen, können wir am Ufer hinauf- oder hinunterfahren, je nachdem.“

„Aber, Cassius: wenn wir uns nun verirren?“

„Das können wir nicht. Es ist doch nur ein Fleck von der Sorte, nehme ich an? Wenn wir ein wenig abkommen,

müssen wir irgendwo wieder herauskommen – auf der einen oder der anderen Seite.“

„Nun, Nefte, du weißt es am besten: Ich lasse mich von dir führen.“

„Keine Sorge, Onkel. Ich habe mich schon aus schlimmeren Klemmen befreit. Fahrt zu, Nigger! Immer geradeaus hinter mir her.“

Der ehemalige Offizier der Freiwilligen wirft einen selbstgefälligen Blick auf den Reisewagen, durch dessen Vorhänge ein hübsches, leicht von Sorge umschattetes Gesicht zu sehen ist, gibt seinem Pferd die Sporen und trabt zuversichtlich voran.

Auf einen Chor von Peitschenknallen folgt das Trampeln von achtzig Maultieren, vermischt mit dem Rasseln der Räder auf ihren Naben. Der Wagenzug setzt sich wieder in Bewegung.

Die Maultiere schreiten rascher aus. Die schwarze Fläche, ihren Augen fremd, treibt sie zu lebhafterem Gang und lässt sie die Hufe heben, sobald diese den Boden berühren. Die jüngeren Tiere zeigen Furcht und schnauben, während sie vorrücken.

Mit der Zeit legt sich ihre Angst, und dem Beispiel der älteren Gefährten folgend, gehen sie gleichmäßig weiter wie zuvor.

Eine Meile oder mehr wird zurückgelegt, scheinbar in gerader Linie vom Ausgangspunkt. Dann kommt ein Halt. Der selbsternannte Führer hat ihn befohlen. Er hat sein Pferd gezügelt und sitzt mit merklich geringerer Zuversicht

im Sattel. Er scheint über die Richtung im Ungewissen zu sein.

Die Landschaft, wenn man sie so nennen kann, hat sich verändert, aber nicht zum Besseren. Sie ist schwarz wie eh und je, bis an den Rand des Horizonts. Aber die Oberfläche ist nicht mehr eben, sondern wellig. Es gibt Erhebungen – sanfte Wellen – mit Tälern dazwischen. Sie sind nicht gänzlich baumlos – obwohl nichts zu sehen ist, was man einen Baum nennen könnte. Vor dem Feuer gab es solche – Algarobias, Mezquites und andere Akazienarten –, einzeln oder in Gehölzen. Ihr helles, gefiedertes Laub ist verschwunden wie Flachs vor der Flamme. Nur verkohlte Stämme und geschwärzte Äste zeugen noch von ihrem Dasein.

„Hast du den Weg verloren, Neffe?“, sagte der Pflanzer und ritt rasch heran.

„Nein, Onkel, noch nicht. Ich habe nur angehalten, um mich umzusehen. Es muss in dieser Richtung liegen – dieses Tal hinunter. Lass sie weiterfahren. Wir sind auf dem richtigen Weg – ich stehe dafür ein.“

Wieder in Bewegung – den Hang hinunter, dann das Tal entlang, dann die Steigung eines anderen Rückens hinauf – und dann ein zweiter Halt auf dessen Kamm.

„Hast du den Weg verloren, Cash?“, sagte der Pflanzer, der herankam und seine frühere Bemerkung wiederholte.

„Verdammt, ich glaube fast, ja, Onkel!“, antwortete der Neffe in einem wenig respektvollen Ton des Zweifels. „Wie auch immer – wer zum Teufel soll sich aus so einem

Aschenkasten herausfinden? Nein, nein!“, fuhr er fort, unwillig, seine Verlegenheit zu verraten, als die Carriole herankam. „Jetzt sehe ich’s. Noch ist alles in Ordnung. Der Fluss muss in dieser Richtung liegen. Kommt!“

Weiter reitet der Führer, sichtlich unschlüssig. Ihm folgen die schwarzen Fuhrleute, denen trotz ihrer Stumpfheit die Anzeichen des Schwankens nicht entgehen. Sie merken, dass sie nicht mehr auf geradem Weg vorankommen, sondern auf Umwegen zwischen den Gehölzen und über die Lichtungen dazwischen.

Alle freuen sich über den Ruf des Anführers, der wiedergewonnene Zuversicht verkündet. Es folgt ein allgemeines Peitschenknallen mit Jubelrufen.

Wieder ziehen die Gespanne auf einer befahrenen Straße dahin, auf der an die zehn Fuhrwerke vor ihnen entlanggekommen sein müssen. Und das vor nicht allzu langer Zeit: Die Radspuren sind frisch eingedrückt, die Hufabdrücke der Tiere so frisch, als wären sie erst vor einer Stunde entstanden. Ein Wagenzug, dem ihnen nicht unähnlich, muss über die verbrannte Prärie gefahren sein!

Wie sie selbst kann er nur in Richtung Leona unterwegs gewesen sein: vielleicht ein Regierungskonvoi auf dem Weg nach Fort Inge? In diesem Fall müssen sie nur derselben Spur folgen. Das Fort liegt auf ihrer Marschroute, nur ein kurzes Stück hinter dem Punkt, an dem ihre Reise enden soll.

Nichts könnte gelegener kommen. Der Führer, der bis zu diesem Moment ratlos war, auch wenn er es nicht zugab, ist

mit einem Schlag von aller Sorge befreit und befiehlt mit einem neuen Anflug von Eitelkeit, den Weg fortzusetzen.

Eine Meile oder mehr folgen sie den Wagenspuren – nicht in gerader Linie, sondern in Windungen zwischen den skelettartigen Gehölzen. Das Gesicht von Cassius Calhoun, das eine Zeit lang einen zuversichtlichen Ausdruck getragen hatte, verdüstert sich allmählich. Es nimmt den Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit an, als er entdeckt, dass die vierundvierzig Radspuren, denen er folgt, von zehn Pittsburger Wagen und einer Carriole stammen – denselben, die ihm jetzt folgen und in deren Begleitung er den ganzen Weg vom Golf von Matagorda zurückgelegt hat!

2. Die Spur des Lassos

Zweifellos fuhren Woodley Poindexters Wagen über ein Gelände, das bereits die Spuren ihrer eigenen Räder trug.

„Unsere eigenen Spuren!“, murmelte Calhoun, als er diese Entdeckung machte, und stieß einen heftigen Fluch aus, während er sein Pferd zügelte.

„Unsere eigenen Spuren! Was meinst du, Cassius? Du willst doch nicht sagen, dass wir ...“

„Auf unseren eigenen Spuren gefahren sind. Genau das, Onkel. Wir müssen einen kompletten Circumbendibus daraus gemacht haben. Sieh her! Das ist der Hinterhuf meines eigenen Pferdes mit dem halb abgetretenen Eisen, und da sind die Fußabdrücke der Nigger. Außerdem erkenne ich das Gelände. Das ist genau der Hügel, den wir bei unserem letzten Halt hinuntergeritten sind. Verdammtes Pech! Wir sind ein paar Meilen umsonst geritten.“

Die Verlegenheit ist nicht mehr der einzige Ausdruck auf dem Gesicht des Sprechers. Sie hat sich zu Verdruss vertieft, mit einem Beigeschmack von Scham. Sineinetwegen hat der Zug keinen regulären Führer. Ein Mann, der in Indianola angeheuert worden war, hatte sie bis zu ihrem letzten Lagerplatz geleitet. Dort hatte der Mann nach einem Streit, der auf das mürrische Wesen des ehemaligen Hauptmanns der Freiwilligen zurückzuführen war, seine Entlassung verlangt und war umgekehrt.

Dafür – wie auch für ein unangebrachtes Zurschaustellen seines Vertrauens in die eigene Fähigkeit, den Marsch zu führen – leidet der Neffe des Pflanzers nun unter einem Gefühl der Scham. Er empfindet es umso schärfer, als die Carriole herankommt und glänzende Augen zu Zeugen seiner Beschämung werden.

Poindexter wiederholt seine Frage nicht. Dass der Weg verloren ist, ist allen klar. Sogar die barfüßigen oder in Brogans steckenden Fußgänger haben ihre langfersigen Fußabdrücke wiedererkannt und wissen, dass sie zum zweiten Mal denselben Boden betreten.

Es kommt zu einem allgemeinen Halt, gefolgt von einer lebhaften Unterredung unter den weißen Männern. Die Lage ist ernst: Der Pflanze selbst glaubt es. Er wird das Ziel seiner Reise an diesem Tag nicht erreichen können – eine Sache, auf die er sich fest eingestellt hatte.

Das ist das geringste Unglück, das ihnen widerfahren kann. Es gibt andere, mögliche und wahrscheinliche. Auf der verbrannten Ebene lauern Gefahren. Sie könnten gezwungen sein, dort zu übernachten, ohne Wasser für ihre Tiere. Vielleicht einen zweiten Tag und eine zweite Nacht – oder länger – wer kann sagen, wie lange?

Wie sollen sie ihren Weg finden? Die Sonne beginnt zu sinken, steht aber noch zu hoch am Himmel, um ihre Neigung anzuzeigen. Wenn sie eine Weile warten, können sie die Himmelsrichtungen bestimmen.

Aber wozu? Das Wissen um Osten, Westen, Norden und Süden nützt ihnen nichts mehr: Sie haben ihre Marschlinie

verloren.

Calhoun ist vorsichtig geworden. Er meldet sich nicht mehr freiwillig, um den Weg zu weisen. Er zögert, seine Versuche als Pfadfinder zu wiederholen – nach einem so offensichtlichen und beschämenden Fehlschlag.

Eine zehnminütige Beratung führt zu keinem Ergebnis. Niemand kann einen brauchbaren Plan für das weitere Vorgehen vorschlagen. Niemand weiß, wie man sich aus der Umklammerung dieser dunklen Wüste befreien kann, die nicht nur Sonne und Himmel zu verdunkeln scheint, sondern auch die Gesichter aller, die ihre Grenzen betreten.

In der Ferne sieht man einen Schwarm schwarzer Geier fliegen. Sie kommen näher und näher. Einige lassen sich auf dem Boden nieder, andere schweben über den Köpfen der verirrteten Reisenden. Liegt im Verhalten der Vögel eine Vorahnung?

Weitere zehn Minuten vergehen inmitten seelischer und körperlicher Trübsal. Dann, wie auf gütigen Befehl des Himmels, kehrt die Heiterkeit zurück. Die Ursache? Ein Reiter, der sich dem Zug nähert!

Ein unerwarteter Anblick: Wer hätte an einem solchen Ort mit einem Menschen gerechnet? Alle Augen glänzen gleichzeitig vor Freude, als sähen sie in dem Reiter die Ankunft eines Erlösers!

„Er kommt hierher, nicht wahr?“, fragte der Pflanzer, der seiner schwindenden Sehkraft kaum noch traute.

„Ja, Vater, so gerade, wie er nur reiten kann“, antwortete Henry, hob den Hut vom Kopf und schwenkte ihn hoch in

der Luft, begleitet von einem Ruf, der den Reiter herbeilocken sollte.

Das Signal war überflüssig. Der Fremde hatte die haltenden Wagen bereits erspäht und galoppierte auf sie zu, sodass er bald in Hörweite war. Er zügelte sein Pferd erst, als er den Zug hinter sich gelassen hatte und an der Stelle ankam, an der der Pflanze und seine Leute standen.

„Ein Mexikaner“, flüsterte Henry, der seine Schlüsse aus der Kleidung des Reiters zog.

„Umso besser“, antwortete Poindexter im gleichen Ton, „umso eher wird er den Weg kennen.“

„Nicht die Spur von einem Mexikaner“, murmelte Calhoun, „bis auf die Ausrüstung. Das werde ich gleich herausfinden. Buenos dias, cavallero! Esta u Mexicano?“ (Guten Tag, Sir! Sind Sie Mexikaner?)

„Nein, in der Tat“, antwortete der Fremde mit einem protestierenden Lächeln. „Alles, nur das nicht. Ich kann mit Ihnen Spanisch sprechen, wenn Sie es vorziehen, aber ich wage zu behaupten, dass Sie mich besser auf Englisch verstehen werden – was, wie ich annehme, Ihre Muttersprache ist?“

Calhoun, der vermutete, dass er ein mittelmäßiges Spanisch gesprochen oder es mittelmäßig ausgesprochen hatte, unterließ eine Erwiderung.

„Amerikaner, Sir“, antwortete Poindexter, dessen Nationalstolz sich leicht angegriffen fühlte. Dann fügte er hinzu, als fürchte er, den Mann, den er um einen Gefallen

bitten wollte, zu beleidigen: „Ja, Sir, wir sind alle Amerikaner – aus den Südstaaten.“

„Das sehe ich an Ihrem Gefolge.“ Ein kaum merklicher Ausdruck von Verachtung zeigte sich auf dem Gesicht des Sprechers, als sein Blick auf die Gruppen schwarzer Leibeigener fiel. „Ich sehe auch“, fügte er hinzu, „dass Ihnen das Reisen in der Prärie fremd ist. Haben Sie sich verirrt?“

„Ja, Sir, und wir haben kaum Aussicht, den Weg wiederzufinden, wenn wir nicht auf Ihre Güte zählen dürfen, uns zu führen.“

„Von Güte kann kaum die Rede sein. Ich bin durch reinen Zufall auf Ihre Spur gestoßen, als ich durch die Prärie ritt. Ich sah, dass Sie in die Irre gingen, und bin hergeritten, um Sie wieder auf den rechten Weg zu bringen.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen. Wir werden Ihnen sehr dankbar sein, Sir. Mein Name ist Poindexter – Woodley Poindexter aus Louisiana. Ich habe ein Stück Land am Leona River in der Nähe von Fort Inge gekauft. Wir hatten gehofft, vor Einbruch der Dunkelheit dort zu sein. Schaffen wir das?“

„Es gibt nichts, was Sie daran hindern könnte, wenn Sie die Anweisungen befolgen, die ich Ihnen geben werde.“

Während er dies sagte, ritt der Fremde ein paar Schritte zur Seite und schien das Land zu mustern, als wolle er die Richtung bestimmen, die die Reisenden einschlagen sollten.

Auffällig auf dem Kamm des Rückens stehend, boten Pferd und Reiter ein Bild, das einer kundigen Schilderung würdig war.

Sir Maurice, seiner Neigung folgend, noch einmal nach Texas zurück und machte Casa del Corvo zu seinem bleibenden Wohnsitz.

Das „blauäugige Mädchen“ von Castle Ballagh muss ein Mythos gewesen sein – der nur in Phelims launenhafter Einbildung Dasein hatte. Oder es mag die Knospe einer jungen Liebe gewesen sein, verdorrt, ehe sie zur Blüte kam – durch die Abwesenheit, die solch zarten Pflanzen der Leidenschaft oft tödlich ist.

Wie dem auch sei: Louise Poindexter – Lady Gerald muss man sie nun nennen – sah während ihres Aufenthalts auf der Smaragdinsel nichts, was sie zur Eifersucht gereizt hätte.

Nur noch ein einziges Mal ergriff diese grimmige Leidenschaft Besitz von ihrer Seele; und auch dann nur in Gestalt eines Schattens, der bald vorüberziehen sollte.

Es war eines Tages, als ihr Gatte zur Hazienda heimkam – in den Armen den Leib einer schönen Frau!

Noch nicht tot; wiewohl das Blut, das aus einer Wunde in ihrer entblößten Brust strömte, zeigte, dass sie nicht mehr lange zu leben hatte.

Auf die Frage „Wer hat das getan?“ vermochte sie nur zu antworten: „Diaz – Diaz!“

Es waren die letzten Worte Isidora Covarubio de los Llanos’!

Als der Geist der unglücklichen Señorita in die Ewigkeit hinüberging, wich mit ihm aller Groll aus dem ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin. Auf die Toten kann es keine

Eifersucht geben. Die Lady Gerald's war zur Ruhe gekommen, und für immer.

An ihre Stelle trat ein starkes Mitgefühl für die unglückselige Isidora, deren Geschichte sie nun besser begriff. Sie half ihrem Gemahl sogar, seinen Blutfuchs zu satteln, und ermunterte ihn zur Verfolgung des Mörders.

Sie freute sich, als man diesen am Ende eines Lassos zurückgeführt sah – gehalten von der Hand ihres Gatten; und weigerte sich einzuschreiten, als eine eilig zusammengerufene Schar Regulatoren die Strafe kurzerhand vollstreckte – indem sie ihn an einen Baum hängte!

Es war keine Grausamkeit – nur eine rohe Art von Gerechtigkeit: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

Und welch armselige Vergeltung schien sie denen, die an ihrer Vollstreckung teilgehabt hatten!

Als sie dastanden und auf die Überreste des Schurken und seines Opfers blickten – der dunkelhäutige Halunke am Ast über ihnen baumelnd, die schöne Gestalt darunter liegend –, da waren die Herzen der Texaner gerührt, wie sie es vielleicht nie zuvor gewesen waren.

Ein seltsamer Gedanke ging ihnen durch den Sinn; eine Traurigkeit, unabhängig von der, die der Anblick eines Mordes hervorruft. Es war das Bedauern, den Meuchelmörder so übereilt hingerichtet zu haben!

Schön war Isidora selbst im Tode. Solche Züge, wie sie sie besaß, verdanken nicht alles dem Licht des Lebens. Jene

üppige Gestalt – die wahrhaft göttliche Form – lässt sich auch am kalten Standbild bewundern.

Männer standen da und blickten auf ihren toten Leib – blickten lange –, ungern gehend – und gingen endlich mit Gedanken, die nicht durchweg geheiligt waren!

In der körperlichen Welt gilt die Zeit als Zerstörerin; in der sittlichen aber ist sie oft die Wiederherstellerin. Nirgends hat sie größere Veränderungen bewirkt als in Texas – im Lauf des letzten Jahrzehnts – und besonders in den Siedlungen am Nueces und an der Leona.

Plantagen sind emporgewachsen, wo noch vor kurzem der Chapparal die Erde dicht bedeckte; und Städte stehen, wo einst das wilde Ross über eine weglose Prärie streifte.

Es gibt neue Namen für Menschen, Orte und Dinge.

Bei alledem gibt es solche, die Sie zu einer alten Hazienda führen könnten – noch immer bekannt als Casa del Corvo.

Einmal dort, würden Sie einer Gastfreundschaft teilhaftig, die in europäischen Landen ihresgleichen nicht hat.

Sie hätten zum Gastgeber einen der schönsten Männer von Texas; zur Gastgeberin eine seiner schönsten Frauen – beide noch diesseits der Lebensmitte.

Unter ihrem Dach wohnend fänden Sie einen alten Herrn von aristokratischer Erscheinung und ehrwürdigem Ansehen – dabei gesprächig und heiter –, der Sie um die Corrales führen, Ihnen das Vieh zeigen und nicht müde werden würde, von den Hunderten – ja Tausenden – von Pferden und Hornvieh zu reden, die über die Weiden der Pflanzung streifen.

Sie fänden diesen alten Herrn in vielen Stücken sehr stolz: mehr aber noch auf seine schöne Tochter – die Herrin des Hauses – und auf das halbe Dutzend hübscher Plappermäulchen, die sich an seine Rockschoße klammern und ihn ihren „lieben Großpapa“ nennen.

Verließen Sie ihn für eine Weile, so kämen Sie mit zwei anderen Personen in Berührung, die zum Hause gehören.

Der eine ist der Stallmeister des Marstalls – mit Namen Phelim O’Neal –, der die volle Aufsicht über die Pferde hat. Der andere ein Kutscher von schwärzlicher Haut, Pluto Poindexter geheißen; der es verschmähen würde, ein Pferd auch nur anzusehen – außer wenn er auf dem Bock thront und ihm die Zügel geschickt in die Hände gelegt worden sind.

Seit wir ihn zuletzt sahen, ist der fröhliche Pluto zu einem gesetzten und nüchternen Ehemann gezähmt worden – so schwarz er auch sein mag.

Florinda – nun die bessere Hälfte seines Lebens – hat die Verwandlung bewirkt.

Es gibt noch einen anderen Namen, der in Casa del Corvo bekannt ist und mit dem Sie unfehlbar bekannt werden. Sie werden ihn fast jedes Mal nennen hören, wenn Sie sich zu Tisch setzen: denn man wird Ihnen sagen, dass der Truthahn am Kopfende der Tafel oder der Hirschbraten an ihrem anderen Ende das Erzeugnis eines Gewehrs ist, das selten sein Ziel verfehlt.

Im Lauf der Mahlzeit – weit mehr aber noch beim Wein – werden Sie von „Zeb Stump dem Jäger“ reden hören.